



Abbruch der Mauer (Juni 1967), arabische Polizeiparade (Dezember 1967) in Jerusalem: „Kaufen Sie Dajan!“

## DEM NEUEN HERRN WIRD MASS GENOMMEN

Peter Brügge im wiedervereinigten Jerusalem

Am 160. Tage nach der Wiedervereinigung sehen die Bewohner von Jerusalem zum erstenmal wieder bewaffnete Araber marschieren: Man feiert den „Tag der Polizei“, wozu in Neu-Jerusalem klingendes Spiel und etwas Parade nach britischer Art gehört.

Zwischen den Kolonnen angestammter Ordnungshüter, zwischen schußbereiten Schützenpanzern und Streifenwagen kommen in sorgsamem Gleichschritt 29 dunkelblau betuchte Polizisten aus der Schule König Husseins. Die israelischen Massen am Straßenrand danken mit Hochrufen für dieses Schauspiel einer erträumten Einigkeit.

Dann erreicht die Parade eroberten Boden, nimmt Kurs auf die bis zum Juni noch König Hussein gewidmete Suleimanstraße und das Damaskustor, und plötzlich endet auf den Bürgersteigen die Anteilnahme. Reglos wie Alleebäume stehen dort Männer im Burnus und schweigen. Es ist, als gäbe es eine unsichtbare Grenze an der Stelle, an der am 28. Juni die Sperrmauern fielen.

Die Araber der Altstadt und ihrer Vorstädte, zusammen fast ein Drittel der rund 300 000 Bürger Groß-Jerusalems, sind noch weit davon entfernt, öffentliche Demonstrationen der Kooperation zu genießen. Aber sie hören auf, sich gegen Kooperation zu stemmen.

Wenn Teddy (Theodor) Kollek, der Bürgermeister und Israeli, aus Amerika mit einer Fuhre Musikinstrumenten wiederkehrt, die Benny Goodman ihm schenkte, und davon schwärmt, die neue Gemeinsamkeit dadurch zu beweisen, daß man die jüdische Knabenkapelle mit einer arabischen verschmilzt, so findet er dafür mühe-los dreißig Schüler aus der Altstadt. Und ehe noch die israelische Zollbürokratie die geschenkten Trommeln und Trompeten freigibt, findet sich ein arabischer Assistent für Jerusalems Stadtkapellmeister Jochanaan Böhm, der den Anfängern erst einmal die Noten

beibringt. Er heißt Hussni Abu Bakr und arbeitete zuvor als Kapellmeister in der Arabischen Legion.

Der Vorgesetzte Böhm ist überzeugt, daß Hussni die Kinder nicht in falschem Sinne beeinflussen wird. Er seinerseits sichert ebenfalls zu, die musikalische Vereinigung politisch nicht zu belasten: „Ich lasse die Jungs natürlich nicht das Lied der Palmach\* spielen, obwohl sie das sicher ohne weiteres machen würden.“

Nach einem einzigen Generalstreik, den die Eroberer einem halben Dutzend Wortführern mit geschäftlichen Repressalien vergalteten, fanden die 2000 Basarhändler zusehends Geschmack an der Konjunktur der Wiedervereinigung, die in sechs Monaten fast doppelt so viele Juden an ihnen vorbeiziehen ließ, wie der Staat Israel Einwohner zählt.

Ungeachtet der Schulbücher aus Israel schicken die Araber wieder ihre Kinder zum Unterricht, den sie zu boykottieren schworen. Die Lehrer, monatlang entschlossen, kein solches Schulbuch in die Hand zu nehmen, sind vollzählig wieder im Dienst.

Ausnahmslos sitzen die 470 Bediensteten der vormals königlichen Altstadt-Verwaltung auf den Stühlen, die der Magistrat der Eroberer für sie, die Schmollenden, einladend bereithielt. Die Israelis haben nicht nur alles eingerissen, was den Blick auf den Mauerring Suleimans des Großen bisher beeinträchtigte, sondern auch Wände in ihren Behörden, um Platz zu schaffen für die höflichen, ungemein adretten Besiegten.

Damit sie das amtliche Hebräisch der Sieger üben, bitten diese sie — mit Erfolg — zu Sprachkursen während der Dienstzeit. Die israelischen Kollegen erlernen zu Hunderten das Arabische, aus freien Stücken, in ihrer Freizeit, und sie bezahlen sogar dafür. Sich unbehindert in einer Stadt zu bewegen, die seit 1900 Jahren die

\* Jüdische Kampforganisation aus der Einwanderungszeit.

Träume ihres Volkes beherrscht, ist ihnen Privileg genug.

Ebenfalls aus eigenem Antrieb studieren 400 arabische Geschäftsleute, Sekretärinnen, Krankenschwestern das Idiom der Feinde von gestern und vielleicht morgen, die sie des gemeinsamen Stammvaters Abraham wegen manchmal als liebe Vettern bezeichnen. Sie treffen sich in einer diskreten Abendschule, die Professoren der Hebräischen Universität Neu-Jerusalems in einem französischen Nonnenkloster der Altstadt eröffneten. Im Gegensatz zu den Gemeinde-Arabern, die um ein amtliches Motiv für ihre kooperativen Studien nicht verlegen sein müssen, wünschen sie dabei weder beobachtet noch photographiert zu werden.

Zeichen der Kollaboration mißt man unter gebildeten Arabern mit einer feineren Skala, als in den Quartieren des kleinen Muselmannes.

Arabische Straßenhändler sind weniger zimperlich und offerieren den Touristen Schlüsselanhänger mit den Bildern von Verteidigungsminister Dajan und General Rabin: „Dajan hat Nasser geschlagen! Kaufen Sie Dajan.“

In den Café-Häusern rauchen Juden und Moslems miteinander Wasserpfeife und kooperieren beim Schesch-Besch, dem kleinen Glücksspiel des Orients. Das Volk von Palästina hat sich vielen Herren angepaßt. Es ist dabei, dem neuen Herrn Maß zu nehmen.

Trotzdem: Araber-Jungen putzen nicht nur emsig die Stiefel der Israelis, sie spucken mitunter auch auf den Davidstern. Und die dreißig jungen Männer aus Ostjerusalem, die sich zu den 12 000 Studenten der Hebräischen Universität gesellten, fürchten, falls man ihre Namen nennt, für ihr Gesicht und das Gedeihen ihrer Familien.

Dreißig Rechtsanwälte und Richter des alten Jerusalems haben sich geweigert, nach Israels Gesetzen zu arbeiten, die jetzt auch für die Altstadt — wo keiner sie kennt — ver-



Jerusalem-Bürgermeister Kollek: Den Namen des Kalifen ...

bindlich sind. Sie überlassen arabische Klienten und Delinquenten den Richtern und Anwälten Israels. Einer der tatenlosen Juristen wunderte sich über die Toleranz der Sieger, die ihm wie Starrsinn erscheint: „Ich habe den Juden gesagt, daß ich nicht kollaboriere, aber ich habe gedacht, sie würden mich dann zwingen ...“

Türken, Briten und Hussein haben über die Araber Palästinas Macht ausgeübt und ihren Sinn für den Wert eines politischen Alibis geschärft, mit dem die Herren aus der Neustadt nun freilich nicht dienen. Diese vergeudeten keine Zeit mit taktischen Manövern und boten den gewählten Repräsentanten der arabischen Stadt einfach an, von sich aus, sozusagen gleichberechtigt im Rat der Neustadt Platz zu nehmen. Ein solches Ja zum Anschluß gedachten die arabischen Räte nicht zu geben. Seither wird ihre Stadt von der Stadt der Juden unmündig mitverwaltet. Die nächsten Gemeindewahlen sind im Jahre 1969.

Den Bürgermeister Kollek, wie viele seiner liberalen Neustadt-Bürger, plagt der Gedanke, die Lebensumstände einer zum Widerspruch kaum mehr fähigen Minderheit kategorisch zu bestimmen. In privaten Gesprächen mit Arabern sucht er nach feineren Spielarten der Verständigung. „Schreiben wir's ins Protokoll, wenn Sie politisch anderer Meinung sind“, beschwört dieser Makkabäer aus Wien an der Donau Notabeln und Techniker der Stadt, die drei weltumspannenden Religionen heilig ist. „Aber lassen Sie uns zusammenarbeiten! Städte machen nicht Krieg oder Frieden in unserer Epoche!“

Im Jugendhaus von Jerusalem-Ost wagte er die erste demokratische Bürgerversammlung und stellte sich ohne Leibwächter an der Seite seines arabischen Stadtschreibers 350 Arabern zu insgesamt 84 Fragen, die ihm zuvor schriftlich hatten eingereicht werden müssen.

Frage Nr. 1: „Mit welchem Recht sind Sie hier?“ Der Mann, der das wissen wollte, war der Veranstaltung vorsichtshalber ferngeblieben. Der Bürgermeister bedauerte es, er fand die Frage, so jedenfalls wie er sie verstand, berechtigt und beantwortete sie, freilich ein wenig rabulistisch: Ohnehin, so meinte er, wäre die Wahlperiode der arabischen Räte diesen Sommer zu Ende gegangen ...

Ihn verdrießt die geschäftige Ruhmrührigkeit mancher Israelis, die es gern in alle Rinden schnitten, wer hier der Herr und Sieger ist. Öffentlich rügte er ein Gemeinde-Komitee, das den Namen des großen Kalifen Omar ibn el-Chattab von den Straßenschildern löschen wollte. Diesen Kalifen verehren Araber als Sieger über Byzanz. Doch den israelischen Gemeindeaktivisten wäre lieber die Bezeichnung „zur Zitadelle“ gewesen.

Der Bürgermeister garantiert, der Name des Kalifen werde bleiben, und beschwor das Komitee, den arabischen Mitbürgern doch gefälligst zu ersparen, daß sie eines Morgens in einer Straße erwachen, deren Namen sie an die Niederlage erinnert.

Die Araber selber hatten sich nicht beklagt, obwohl die Gebildeten unter ihnen die kritische Presse der Neustadt staunend verfolgten. Weniger ärgerlich als israelische Selbstkritiker beachten sie, daß die neue Verwaltung an den Straßenecken umgehend hebräische Namensschilder über die englischen und arabischen heftete. Daß die israelischen Inspektoren die Ladentüren abwesender Moslems mit einem blutroten Davidstern aus Ölfarbe statt mit einem Siegel kennzeichneten, scheint ihnen ebenso in der Natur der Macht zu liegen.

Es sind die sensiblen Sieger, die sich in den Besiegten versetzen, ihm zu Bewußtsein bringen möchten, daß doch unter den neuen, eigentlich demokratischen Verhältnissen fast alles diskutabel sei, ausgenommen dies eine: Jerusalem muß ungeteilt und israelisch bleiben.

Gerade darüber würden aber die Araber, speziell die Gebildeten, am liebsten meditieren. Nach dem Schock vom letzten Sommer träumen sie tiefer denn je von politischen Wundern, die alles verändern, und achten nicht der Kleinigkeiten, die leicht zu ändern wären. Wenn sie selbst Jerusalem zwar auch nicht mehr zerteilen möchten — israelisch, so israelisch wie heute, soll es nicht bleiben.

Anwar el-Chatib, einst Botschafter Husseins bei Nasser und königlicher Gouverneur von Ost-Jerusalem, empfing mich in seiner luxuriösen Villa im Vorort Bethanien neben einem Telefon, das zu seinem Bedauern noch immer keinen Ton von sich gab. Zu einer Beschwerde bei der neuen Verwaltung wollte der ehemals mächtige Mann sich nicht herablassen, selbst



Toten-Mal für Jerusalem-Eroberer ... den Besiegten garantiert

wenn diese laut verkündet, alle Telephone seien nun wieder intakt. „Bei wem sollte ich mich beschweren!“ fragt er mich in melancholischer Belustigung und arrangiert in silbernen Vasen Rosen aus seinem Garten in Jericho.

Ein Mann von Einfluß ohne Frage: Einmal in diesem Sommer hatte sich el-Chatib bei der Konstituierung eines Kreises oppositioneller Moslems hervor getan, und die Israelis hatten ihn nach feiner britischer Kolonialmanier für eine Weile aufs Land verbannt. Später sprach gerade er sich für sachliche Zusammenarbeit aus, und Teddy Kollek empfing ihn zweimal bei sich zu Hause; wegen eines Telefons zu reklamieren, fiel dem Rosenzüchter da nicht ein.

„Wir können uns eben nicht in arabische Schuhe stellen“, sagt der Bürgermeister, dem schließlich ich von der kleinen Panne berichte, worauf er sie mit einigem Verwaltungsdonner so gleich aus der Welt schafft.

zwei Jahre zahlen sie 250 000 israelische Pfund (288 000 Mark) Mietbeihilfe an die armen Bewohner des Maghrabi-Viertels. Dessen 135 Häuser haben Militärs und Gemeindebeamte nach dem Sieg spontan und ohne einen Parlamentsbeschluß von Bulldozern niederwalzen lassen, um vor der Klagemauer mehr Platz zu schaffen — jenes freie, mit riesigen Drainageröhren versehene Terrain, das liberale Juden boshaft „unseren Exerzierplatz Tempelhof“ taufte.

Wie ein biblischer Bekenner klopfte sich Bürgermeister Kollek an die Brust, alle Schuld für diese und andere städtebauliche Gewaltkorrekturen auf sich nehmend, die, so glaubt er, feinsinnigen und namhaften Bewunderern Jerusalems schon seit fünfzig Jahren vorschweben.

Den Christen Gutes zu erweisen, hat man in ähnlicher Geschwindigkeit die Via Dolorosa geteert. Und den Moslems wurde zu ihrem Fasten-

bische Notabeln ins Ausland reisen. Doch die glatte Kulanz der Israelis ist ihnen eher unheimlich. „Lieber ein schlechter Service von uns selbst“, sagt der Bauunternehmer Anwar Bey Noussiba, „als der gute Service von ihnen.“

Wasserleitung und Müllabfuhr, Straßenreinigung und Säuglingsimpfung hat man den Geschlagenen im ersten Anlauf beschert, ohne auf Dank zu rechnen. Ein wohlhabender Moslem zeigte sich auch noch ausgesprochen enttäuscht, als der Impfarzt ihm eine blonde Säuglingsschwester weder für sechs noch für sieben Kamele überlassen wollte.

Während Außenminister Abba Eban auf den politischen Höhen der Neustadt beruhigend durchblicken läßt, keiner der sechzig Außenminister, mit denen er in New York zusammengetroffen sei, habe ihn wegen Jerusalem bedrängt, tasten sich die Israelis sehr behutsam in die Wohnbereiche



Araber Kheirallah, Israeli Kahana, Jude und Araber beim Schesch-Besch-Spiel: „Wart' noch ein wenig, er hat noch Angst“

Wenn die Araber schweigen, übernehmen Israelis ihren Part in diesem Stück in einer Art Selbstgespräch: für und wider die eigenen, israelischen Interessen.

Seit Juni erscheint in Jerusalem-Ost keine Zeitung. Die Araber, denen schon Hussein ihre Lokalblätter durch ein Regierungsblatt aus Amman ersetzte, führen darüber nicht Klage. Die Regierung in der Neustadt will trotzdem eine eigene Zeitung für sie gründen.

Gewerkschaftsbüros und Arbeitsamt, amtliche Fürsorger und Steuerberater, Stadtplaner und Kindergärtnerinnen folgten auf die Armee und erleichtern den Arabern, so gut es geht, das unfreiwillige Wechselbad vom Feudalstaat in den Sozialstaat, der ihnen sogleich eine Kennkarte mit dem Symbol des siebenarmigen Leuchters bescherte.

Mit Vehemenz retuschieren die Eroberer an dem Schönheitsfehler, daß dies keine Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit gewesen ist. Für

monat Ramadan, der dieses Jahr — seltenes Übereinstimmen der religiösen Kalender — mit dem jüdischen Lichtfest Chanukka und dem Weihnachten der Christen zusammentrifft, sogar eine Kanone bewilligt. Die brauchen sie vier Wochen lang dringend für ihre rituellen Böllerschüsse bei Tag und Nacht.

Die Stadtverwaltung spannte Ketten von Glühlampen um die Minarets und über die Straßen, dazu eine Unmenge bunter Fähnchen. Mohammeds Kinder, heißt es, lieben Lichter und Fähnchen. Vorübergehend mischten Amtsdienere der Weststadt unter diesen Festschmuck große Fahnen mit dem Davidstern.

Sechzig arabische Kaufleute bekamen Kredite aus Kollektiv-Gemeindekassen, denn die Filialen der Araber-Banken schickten rechtzeitig vor der schnellen Niederlage zehn Millionen Dollar Spargeld aus Jerusalem nach Amman und sehen vorerst keine Veranlassung, ihre Stahljalousien zu lüften. Ohne viel Umstand können ara-

und in das Geschäftsleben der vereinnahmten Stadt, die man nie wieder preisgeben will.

Allen voran zog mit Homburg und kariertem Mantel Ernst Jizchak Kahana, vormals Kahn, ein blonder Optimist aus Siebenbürgen, den Araber geneigt sind, für einen Schweden von den Vereinten Nationen zu halten. Beim Scopus-Berg, nicht weit von jener Stelle entfernt, an der einst ein Konvoi von israelischen Gelehrten auf dem Weg zu ihrer Universitäts-Enklave niedergemacht wurde, mietete Kahana mitten unter Arabern einen Bungalow, in dem seine Frau sogleich einen Sohn gebar.

Wenn Freunde aus der Neustadt ihn fragen, ob er sich nicht fürchte, hebt er erstaunt die Brauen: „Wieso ich? Wenn etwas passiert, dann doch eher bei euch!“ Der einzige Bombenanschlag seit dem Juni-Krieg richtete sich in der Tat auf das Zion-Kino in der Neustadt. (Aufmerksame Kinogänger entfernten eine Ladung der Sabotage-Organisation „El Fatah“

rechtzeitig vor der Detonation aus dem Zuschauerraum.)

Den arabischen Taxiunternehmer Kheirallah gewann Kahana als Teilhaber für eine Public-Relations-Agentur, die Araber und Israelis zu gemeinsamen Geschäften ermuntert und gegenwärtig 50 leere Wohnungen der Altstadt vermitteln kann — sogar an Israelis. Die Regierung, sagt Kahana, habe ihm soeben eine Liste von 9000 Interessenten aus ganz Israel angekündigt, von denen er nächstes Jahr in noch nicht einmal begonnenen Neubauten Ost-Jerusalems die ersten 5000 unterzubringen verspricht.

In Kheirallahs grüngestrichenem Laden kann er den unstenen Puls arabischer Hausherrn verfolgen, die sich wechselweise mit Mietern aus Israel einverstanden erklären und dieses Einverständnis wegen kleiner Zwischenfälle an der Jordan- oder Suez-Linie widerrufen. Kahana hört es geduldig an Kheirallahs rotem Telephon und findet das alles eher komisch. „Jede Äußerung von Nasser, Kossygin oder de Gaulle kostet mich eine Wohnung.“

In diesem Klima die Zuverlässigkeit von Sympathien richtig einzuschätzen, traut selbst ein Hans im Glück wie er sich nicht zu. Als eine Nierenkolik ihn niederwarf, standen arabische Nachbarn plötzlich mit Hasisch-Blättern und brüderlichem Mitleid an seinem Krankenbett. Doch der Vermieter eines leerstehenden Hotels in der Altstadt, in dem die Firma K & K eine Kleiderfabrik zu managen beabsichtigt — etwas von jener Leichtindustrie, wie sie dem von Hussein vernachlässigten Jerusalem not tate — sträubte sich im letzten Augenblick gegen den Abschluß mit Juden.

Kahana ahmt die gütigen Gesten des griechisch-orthodoxen Bischofs Germanos nach, den er, vergeblich, um Vermittlung bat. „Wart' noch ein wenig“, habe der Bischof zu ihm gesagt, „er hat noch Angst...“

In die moderne Neustadt der Vettern hinüberzugehen, fürchten Araber sich nicht. Jeden Morgen, bald nachdem der Muezzin durch seinen Großlautsprecher gesungen hat, dringen sie in Rudeln mit Weibern und Kindern in die Geschäftsstraßen dort vor. Viele ziehen ihrem arabischen Hausarzt die Ambulanz des berühmten jüdischen Hadassah-Hospitals vor, dessen Chagall-Synagoge noch die Spuren jordanischer Beschießung trägt.

Ohne Scheu spazieren Araber durch israelische Wohngegenden und nehmen Häuser und Grundstücke in Augenschein, deren Eigentümer vor der letzten Teilung der Stadt sie gewesen sind. Ergibt sich das Gespräch mit den heutigen Inhabern, so nutzen sie es, mit höflichem Ingrimm ihre Ansprüche anzumelden.

Die Regierung Eschkol hat auf diese unverhoffte Rückwirkung des Sieges jetzt mit dem Entwurf eines Entschädigungsgesetzes reagiert, der 80 Millionen Pfund für die nachträgliche

\* Links: Kapellmeister Hussni Abu Bakr, 3. von rechts: Jerusalems Stadtkapellmeister Jochanaan Böhm.



Arabische Knaben mit Israeli-Instrumenten\*: „Vergäß ich Dein, Jeruschalajim...“

Abfindung der wiedergewonnenen Mitbürger vorsieht.

Die Juden andererseits stürmen am Sabbat die alte Stadt, die keine Sperrstunde und keine Dunkelheit mehr kennt. Die Zinnen strahlen im gelben Flutlicht, einen Schläger rechteckig, der dieses Jahr zum Bestseller und, mehr noch, zum Volkslied Israels wurde: „Vergäß' ich Dein, Jeruschalajim, die Du von Golde bist?“

Orthodoxe und Chassidim mit blauen entrückten Gesichtern unter schwarzen Hüten und mächtigen Pelz-Streemeln wiegen sich dann vor der Klagemauer unter einer Kette nackter Glühbirnen in rhythmischen Dank-sagungen. Wo nach dem Sieg noch Männer und Frauen, Orthodoxe und Liberale ohne Unterschied gemeinsam ihr Gebet sprachen, hat das Ober-rabbinat sich nun mit einer Trennwand zwischen Männern und Frauen behauptet. Orthodoxe Vorbeter haben den Platz weitgehend in Besitz genommen. Sie ziehen zuschauende Liberale am Ärmel in ihren Kreis, versuchen,

ihnen mit sanfter Gewalt Gebetsriemen um Stirn und Arme zu winden, und halten ihnen Thoratexte dicht vor die Augen: „Kannste laisen?“

Die liberalen Juden genießen eher den Umstand, daß ihr bisher so sabbatstreniges Jerusalem mit dieser Altstadt eine Sieben-Tage-Woche zum Einkaufen und Ausgehen gewonnen hat: 55 000 Mohammedanern gilt der Freitag, 12 000 Christen aus 24 Sekten und Konfessionen der Sonntag heilig. Und alle sind sie geneigt, alle anderen an deren heiligen Tagen zu versorgen.

Auf den Gehsteigen erheben sich Toten-Male, die Israels Soldaten noch während der Kämpfe für gefallene Kameraden aufhäufte. Kein Araber hat daran gerührt. Um so rätselhafter scheint den Israelis die Zerstörung des jahrtausendealten Friedhofs auf dem Ölberg, durch den die Jordanier 1963 eine Straße hinauf zum Hotel „Intercontinental“ gebaut haben.

Vorbei an offenen, aufgewühlten Gräbern und Gebeinen von Juden aus



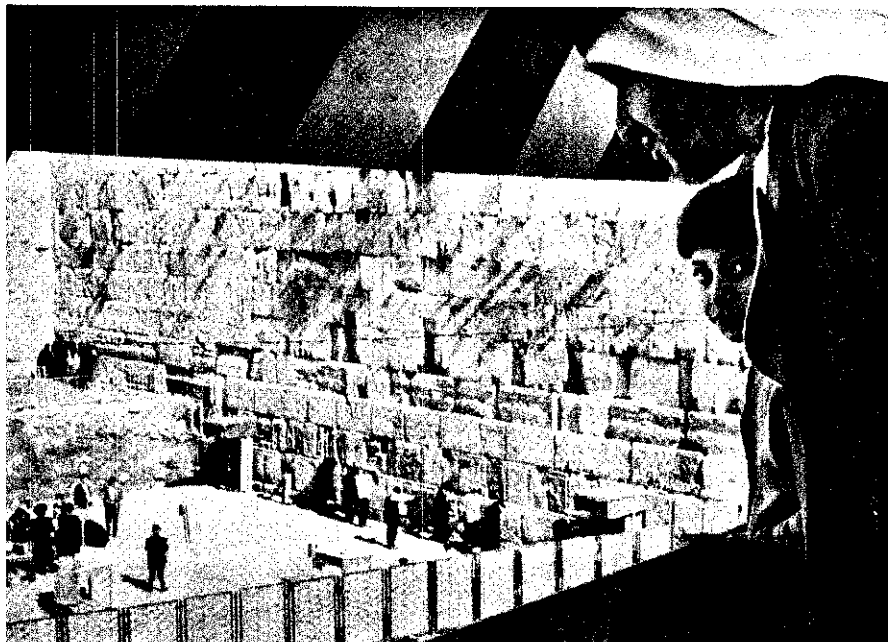
... die Du von Golde bist“: Arabische Ramadan-Schützen mit Israeli-Kanone

der ganzen Welt, die einst ein Vermögen gegeben hatten, an dieser unvergleichlichen Stätte den jüngsten Tag zu erwarten, sind jahrelang die Pilgerscharen der Christenheit auf- und niedergefahren und haben nichts bemerkt.

Hussein und Pan American teilten sich in den Besitz des Hotels. An des Königs Stelle trat nun der Staat Israel, der die Straße über den Gräbern abtragen und eine neue Zufahrt eilends erstellen läßt. Der Andenkenstand des Hauses bietet bereits reichlich Auswahl an jüdischen Devotionalien. Ein orthodoxes Männlein aus Blech, das sich vor einer kleinen Klagemauer mechanisch verbeugt, ist in dieser Hinsicht das perfektteste. Gleichberechtigt ist die Religion der Eroberer auch schon am religiösen Kitsch der Heiligen Stadt beteiligt.

Israels Ehrgeiz richtet sich darauf, als untadeliger Prokurator über die heiligen Stätten dreier Weltreligionen anerkannt zu werden. Selbst der strenge, enge Religionsminister Zerach Warhaftig bekennt sich nach einigen Fehlgriffen in muselmanische Obliegenheiten, die ihm miserable Zensuren im Kabinett eingetragen haben, zu dem Glaubenssatz: „Unsere Politik ist, alles unberührt zu lassen.“

Wie politisch alles Religiöse jetzt gewogen wird, erlebte Jerusalems Oberrabbinat, als es vor dem schmalen Pfad von der Klagemauer hinauf zum Felsendom ein religiöses Stoppschild aufzurichten wünschte. Der Felsendom, die zweitheiligste Wallfahrtsstätte des Islam, wölbt sich nicht nur über jenem Felsen, von dem Allahs größter Prophet ins Paradies galoppierte, er steht auch am Platze des zerstörten Tempels, auf den ein frommer Jude den Fuß nicht setzen darf.



Moslem-Zuschauer vor der Klagemauer\*: Jeder Dritte ist Araber

Zweimal rissen israelische Ordnungsmänner die Warnung der Rabbiner herunter, aber am Ende behaupteten sich doch die Hüter des Glaubens.

Die Würdenträger der christlichen Konfessionen deuteten bisher nicht an, daß Israels Entschluß zum Bleiben ihre Billigung finden könne. Statt dessen haben einige versucht, die politische Empfindlichkeit des Siegers zum Vorteil zu nutzen. Die Lateiner wollen Einfluß, die Armenier neuen Grund erwerben, was unter Hussein nicht möglich war. Die Äthiopier hielten den Augenblick für gekommen, das Kloster Bir el-Sultan an der Heilig-Grab-Kirche unter ihre Hand zu bringen, das

Hussein erst ihnen, dann aber auf Nassers Einspruch den ägyptenfreundlichen Kopten zugesprochen hatte.

Jedoch, der Christen-Referent im Ministerium von Dr. Warhaftig — wie der Referent für den Islam ein Jude — ist ganz sicher, man werde jetzt nicht Entscheidungen riskieren, um die sich schon die Briten drückten. „Kein Nagel darf verändert werden!“

Liebevoll er bietet sich der Staat hingegen, für alle reichlich Weihnachtsbäume zu besorgen und auch sonst ein frohes Fest zu garantieren. Zum erstenmal werden — Gipfel der Ungeständigkeit — unter dem militärischen Schutz Israels in Bethlehem die Christen völlig unter sich bleiben. Dieser nur noch zehn Omnibus-Minuten entfernte Vorort Jerusalems wird am 24. Dezember für Moslems wie Juden off limits sein.

Sein Bürgermeister Elias el-Bandak („Schon einmal ist die Friedensbotschaft für die Welt von Bethlehem gekommen“) hat im Namen von 400 Gemeindegliedern bereits angedeutet, sein Ort könne von Jerusalem getrennt nicht leben. Denn für den Fall, daß Israel nur Jerusalem behält, ahnt man schlimme Folgen für die Devotionalien-Industrie im Geburtsort Jesu Christi.

Zwei Wochen vor dem Fest trat in Jerusalems König-Salomon-Straße ein riesiger Moslem in das Referat für Christliche Fragen, verbeugte sich tief, und meinte, es sei wieder soweit, sich seiner Dienste zu erinnern. Noch jedes Jahr am 24. 12. habe er in Bethlehem darüber gewacht, daß die verschiedenen Christen sich während der heiligen Handlungen nicht zu sehr in die Haare gerieten. Das Ministerium, auf Neutralität nun einmal eingeschworen, schickte ihn höflich nach Hause.

\* Vor der Klagemauer: Trennwand zur Separierung von Männern und Frauen.



Betende Juden an der Klagemauer: 135 Häuser niedergewalzt